



Rechtschreibreform: Es ist Zeit für eine parlamentarische Untersuchung

Stefan Stirnemann, St. Gallen

Jetzt befassen sich auch Parlament und Regierung mit der Rechtschreibreform, allerdings haben sie den Kern der Schwierigkeiten noch nicht im Blick. Vor allem müssen endlich die Kosten des Unternehmens offengelegt werden, und es muß untersucht werden, ob den bisher ausgegebenen Millionenbeträgen noch weitere folgen sollen.

Am 27. September 2004 reichte die Nationalrätin Frau Kathy Riklin (CVP) folgendes Postulat ein: «Der Bundesrat wird beauftragt, im Einvernehmen mit der EDK zu prüfen, ob den Regierungen der an der Reform der deutschen Rechtschreibung beteiligten Länder mitzuteilen sei, dass die Schweiz ein hohes Interesse an einem breiten Konsens in der Frage der Rechtschreibreform hat. Erreicht werden soll dieser Konsens namentlich durch eine Änderung des neuen Regelwerkes, wodurch die bisher möglichen Bedeutungsdimensionierungen durch Zusammen- und Getrennschreibung erhalten bleiben.»

Die Landesregierung erklärte dazu am 24. November: «Der Bundesrat teilt das Anliegen der Postulantin. Rechtschreibung ist kein Selbstzweck, sie hat vielmehr dazu beizutragen, die Kommunikation zu erleichtern. Aus diesem Grunde ist es wichtig, dass es in einem Sprachraum im Wesentlichen nur eine Rechtschreibung gibt. Da es sich in den letzten Jahren aber gezeigt hat, dass das neue Regelwerk für die deutsche Rechtschreibung nicht konsensfähig ist, droht eine Entwicklung, die zu einem Auseinanderdriften von Schule und Praxis führt. Der Bundesrat ist bereit, darauf hinzuwirken, dass es nicht zu einer solchen Entwicklung kommt. Er hält grundsätzlich an der Reform fest, zumal diese an den Schulen ohne grössere Probleme eingeführt worden ist. Er teilt aber auch die Ansicht der Postulantin, dass sie unbedingt konsensfähig gemacht werden muss. Notwendig ist namentlich eine Änderung des Regelwerkes, durch welche die mit der Reform beseitigten Bedeutungsdimensionierungen durch Zusammen- und Getrennschreibung wieder eingeführt werden. Der Bundesrat wird sich dafür einsetzen, dass diese Änderung abgeschlossen wird, bevor die Übergangsfrist am 31. Juli 2005 zu Ende geht.»

Wie ist die Lage?

Richtig an dieser Lagebeurteilung ist, daß das neue Regelwerk nicht «konsensfähig» ist; nicht richtig, daß es mit einer Änderung im Bereich des Zusammen- und Getrennschreibens verbessert werden kann. Falsch ist auch die Meinung, es sei an den Schulen «ohne grössere Probleme» eingeführt worden, und ein «Auseinanderdriften von Schule und Praxis» droht nicht nur, sondern hat bereits stattgefunden. Zum letzten Punkt: Unsere großen literarischen Verlage (Ammann, Diogenes) wenden die neuen Regeln nicht an. Von den Zeitungen und Zeitschriften haben einige eine Auswahl getroffen (die Neue Zürcher Zeitung hat ihre Auswahl im letzten August noch einmal vorgestellt und bekräftigt), andere, wie die Schweizer Monatshefte, haben ganz

mit ihnen aufgehört. Diese Ablehnung hat sachliche Gründe, denn das neue Regelwerk ist in den Kernbereichen verfehlt: das zeigt sich daran, daß seit seiner Einführung unablässig Verbesserungen vorgenommen werden müssen. Die bisher einschneidendsten sind dem neuesten Duden zu entnehmen, der im August 2004 erschien; es ist bereits der dritte Duden seit dem Reformbeginn im Jahre 1996.

Die Folgen für die Schule

Was bedeutet das für die Schule? Die Schule kann sich gar nicht an die neue Rechtschreibung halten, sondern könnte allenfalls versuchen, einer ihrer verschiedenen Ausprägungen zu folgen. Und wo sie den Schülerinnen und Schülern etwas beibringt, was seit 1996 noch nicht geändert worden ist, übt sie etwas ein, was im täglichen Leben nicht angewendet wird. Die Schwierigkeiten, die sich daraus ergeben, haben sich bisher nur deswegen nicht voll gezeigt, weil die neue Rechtschreibung bis zum Ende der Übergangsfrist nicht notenwirksam ist. Im nächsten Schuljahr wird sich das ändern, und es wird, zur Freude der Juristen, zu Einsprachen kommen; in der Schule darf natürlich nicht als falsch gelten, was die Schüler in unseren Zeitungen und in unserer Literatur lesen.

Beispiele

Dafür, daß keineswegs nur die neue Getrennt- und Zusammenschreibung in Frage steht, gebe ich zwei Beispiele. Auf Schreibungen wie *Stängel* beharren die Reformer bis heute, während sie in unüberschaubar vielen anderen Fällen das vor ihrer Reform Übliche wieder zugelassen haben. Zu diesem Teil des Regelwerks schreibt die Neue Zürcher Zeitung: «Die NZZ hält an *aufwendig, behende, Gemse, Quentchen, Schenke* und *Stengel* fest und unterscheidet weiterhin zwischen *gräulich* und *greulich*.» (14./15. August 2004)

Das zweite Beispiel betrifft die Groß- und Kleinschreibung. In einem neuen Lehrmittel, der «Sprachwelt Deutsch» (Interkantonale Lehrmittelzentrale, 2003), wird den Schülern mitgeteilt: «Klein geschrieben werden wie Nomen gebrauchte Adjektive nach einer Präposition: *binnen kurzem, vor kurzem, seit kurzem, seit langem, vor langem, seit längerem, vor längerem, von nahem, seit neuestem, von weitem, bei weitem, bis auf weiteres, ohne weiteres*.» Diese klare Anweisung ist seit August 2004 klar falsch. Der neueste Duden gibt bei diesen Ausdrücken, in Übereinstimmung mit dem (damals) neuesten Erkenntnisstand der Rechtschreibkommission, als Möglichkeit auch den Großbuchstaben an: *binnen Kurzem, bei Weitem*. Ausdrücke wie *im Allgemeinen, des Öfteren* darf man aber nach wie vor nur groß schreiben. Blättern wir rasch im Buch «Richtiges Deutsch», das 2004 in neuer Überarbeitung erschien (Verlag Neue Zürcher Zeitung); auch in ihm heißt es noch: «Eine Anzahl fester Wendungen mit einer bloßen Präposition schreibt man klein.» Das ist unbegreiflich, da der Überarbeiter als Mitglied der Reformkommission

maßgeblich an den dauernden Veränderungen mitwirkt; offensichtlich geht alles so schnell, daß auch die Reformer den Überblick verloren haben.

Ein drittes Beispiel stammt aus dem Bereich des Getrennschreibens. Im Jahr 1996 hat die Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren (EDK) das Dossier «Die Neuregelung der deutschen Rechtschreibung» herausgegeben. Darin heißt es: «Die Schreibung von Fügungen mit einem Partizip als zweitem Bestandteil richtet sich neu konsequent nach der Schreibung im Infinitiv (in der Grundform), bisher: *nahestehend*, neu: *nahe stehend* (wie: *nahe stehen*).» Auch diese Anweisung ist seit dem letzten August falsch; der neueste Duden führt das Wort *nahestehend* wieder auf. Mit ins Unrecht versetzt ist hier unsere Bundeskanzlei. In ihrem «Leitfaden zur Neuregelung der deutschen Rechtschreibung» (zweite, erweiterte Auflage, 2000) steht: «Wenn neben einer Fügung mit einem Partizip als zweitem Bestandteil auch eine Form im Infinitiv besteht, wird die Fügung getrennt geschrieben, bisher: *naheliegend*, neu: *nahe liegend* (wie: *nahe liegen*).» Diese jetzt überholten Schreibvorschriften gehen auf den Paragraphen 36 des neuen Regelwerks zurück. Dort wird Getrennschreibung verlangt für «Fälle, bei denen das dem Partizip zugrunde liegende Verb vom ersten Bestandteil getrennt geschrieben wird, und zwar (...) *hell strahlend* (*hell strahlen*), *laut redend*, *gefangen genommen* (*gefangen nehmen*), *verloren gegangen*, *Rat suchend* (*Rat suchen*), *Not leidend*, *Rad fahrend*, *kennen gelernt* (*kennen lernen*), *sitzen geblieben*.» Der Duden 2004 erlaubt das Verbotene wieder: *hellstrahlend, gefangengenommen, ratsuchend, kennengelernt* usw. Auf die Verfehltheit der entsprechenden Regeln hat man seit 1996 immer wieder hingewiesen; warum keine durchgreifende Verbesserung erfolgte, das ist eine Geschichte für sich. Wer das Vorwärts und Rückwärts in diesem Bereich überschaut, kommt zum Schluß, daß hier die Lösung nicht in einer weiteren Änderung besteht, sondern nur im vollständigen Überarbeiten, d. h. im weitgehenden Verlassen der Neuregelung.

Der neue Rat für Rechtschreibung

Wie soll es mit diesem Regelwerk weitergehen, dem Brauchbarkeit und Zustimmung in solchem Maße fehlen? Im Jahr 2001 versuchten die deutschen Politiker eine Rettung, indem sie der Reformkommission einen «Beirat» zuordneten. In ihm saßen allerdings vor allem Frauen und Männer, die das verfochten, was sie für einen Geschäftsvorteil hielten; im Jahresbericht 2001 der deutschen Schulbuchverleger steht der Satz: «Unser Verband wurde Ende 2000 in den Beirat zur Zwischenstaatlichen Kommission berufen, Herr B. vertritt dort unsere Interessen und wacht darüber, dass uns allen nichts Unangenehmes passiert.» Im letzten Dezember wurde die Reformkommission durch einen «Rat für Rechtschreibung» ersetzt: er soll die Sache in Ordnung bringen. Wie wird das gehen, wo auch in diesem Rat Geschäftsleute und Reformer die Mehrheit haben und der unabhängige Sachverstand

Liebe Leserin, lieber Leser



Gehen Sie mit diesen „Mitteilungen“ wichtigen Fragen auf den Grund. Die Medien mögen sie vernachlässigen und die Gelehrten kleinreden – die Rechtschreibreform

wie die Amerikanisierung unserer Sprache und Kultur braucht auch Ihr waches Sprachbewusstsein.

Glauben Sie, dass die deutsche Sprache beschädigt wird - hauptsächlich durch uns selbst oder Interessengruppen, in EUropa wie auf der Mundartinsel Schweiz ... (?)(!)

Ja, wenn wir der Sprache gegenüber gleichgültig auftreten, sie Einflüssen aussetzen, deren Folgen wir nicht erkennen (wollen).

Nein, wenn wir die Sprache bewusst pflegen, ohne Purismus und Sprachpolizei. Einen besonderen Genuss vermitteln Ihnen hoffentlich die drei Gotthelf-Seiten, die mit einem erfüllbaren Wunsch schliessen.

Herzlichen Dank, wenn Sie auch den Beilagen Ihre Aufmerksamkeit schenken.

P. Zbinden

P. Zbinden

in der Ecke steht? Der Vorsitzende dieses Rates, der ehemalige bayerische Minister für Wissenschaft, Forschung und Kunst, Hans Zehetmair, meinte einst: «Wir hätten die Rechtschreibreform nicht machen sollen. Ich sage: Politik, Hände weg von einer Rechtschreibreform! Sprache ist ein dynamischer Prozess, sie muss wachsen und entstehen.» (Passauer Neue Presse, 30. April 2003) Und zu den Aufgaben des Rates schrieb er kürzlich: «Inhaltlich sollten wir uns unverzüglich darum bemühen, einige der größten Schwachstellen der Reform zu beseitigen. Ich nenne die Zusammen- und Getrennschreibung, die Interpunktion, die Eindeutschung von Fremdwörtern und die Silbentrennung. Bei der letzten Reform wurde viel aus der Perspektive des Schreibenden geändert, aber viel zuwenig berücksichtigt, daß Rechtschreibung auch eine Hilfe für den Leser ist.» (Frankfurter Allgemeine Zeitung, 3. Dezember 2004)

Ein Grundsatzentscheid ist fällig

Gegen diese Rettungsversuche stellt sich die wachsende Schar derer, die für die größte Schwachstelle die Reform an sich halten. Seit letztem Herbst druckt der Axel Springer Verlag wieder unabhängig von den neuen Regeln, und Stefan Aust, der Chefredakteur des «Spiegels», schrieb in der Hausmitteilung vom 9. August: «Auch der SPIEGEL machte zähneknirschend das Abenteuer der staatlich verordneten Legasthenie mit. Doch damit ist demnächst Schluss. Nach der sechsjährigen ‚Erprobungsphase‘ hat sich herausgestellt: Die Rechtschreibreform ist auf der ganzen Linie gescheitert.»

Ist in dieser Lage nicht ein Schweizer Grundsatzentscheid an der Zeit? Nicht nur die Ausgaben für die neue Rechtschreibung sollten

Fortsetzung auf Seite 2

Fortsetzung von Seite 1

geprüft werden, sondern auch die Grundfrage, ob der Bundesrat den Auftrag hat, uns allen über die Schulen neue, und überdies unsinnige, Schreibweisen beizubringen. Es muß ein kostengünstiger Weg gefunden werden, diese jahrelange, weitgehend fruchtlose Auseinandersetzung abzuschließen. Dazu ist eine Prüfung des Regelwerks nötig, die keinen Einschränkungen unterliegt und von der, wie es in der Wissenschaft üblich ist, die Urheber dieses Werks ausgeschlossen sind. Das ist nur ohne Zeitdruck möglich, und es ist also zu prüfen, ob das Ende der Übergangsfrist aufzuheben sei.

Da in den vergangenen acht Jahren die beteiligten Wissenschaftler und die Verwaltungen zu keinem Ergebnis gekommen sind, muß jetzt das Parlament die Verantwortung übernehmen.

Die Rechtschreibreform ist prima. Alle machen Klart vil weniger Fehler.



Sprachverderbnis oder die «Fremdgierigkeit» der Deutschen

von Gerhard H. Junker

Auch während der Schrecknisse des 30jährigen Krieges mit dem Durchzug fremder Heere durch die deutschen Lande und noch in den Jahren danach war die deutsche Sprache einer Überflutung mit fremden Wörtern ausgesetzt.

Damals kamen sie vornehmlich aus dem Französischen und dem Lateinischen. Auch damals griff offenbar die Sucht, sich mit fremden Federn zu schmücken, von der gebildeten Oberschicht auf das Volk über, das man wohl damals noch das «gemeine» nannte.

Auch damals wuchs der Widerstand, der sich in der «Fruchtbringenden Gesellschaft» organisierte. Sie wurde 1617 bei Weimar von Fürst Ludwig von Anhalt-Köthen und drei Herzögen von Sachsen nach dem Vorbild der italienischen «Accademia della Crusca» gegründet und be-

stand bis 1680. Sie widmete sich der Pflege der deutschen Sprache und Literatur und der Hebung ihres Ansehens sowie der Normierung von Rechtschreibung und Grammatik. Besonders bekämpfte sie die Flut der Fremdwörter, die aus dem Französischen und dem Lateinischen im Übermaß in die deutsche Sprache eindringen. Justus Georg Schottel (1612 – 1676) prägte für die Illoyalität der Deutschen gegenüber ihrer eigenen Sprache den Begriff der «Fremdgierigkeit», die heute als «Amerikagierigkeit» daherkommt. Aber anders als heute, wo unsere Sprache von einer Sturzflut angelsächsischer Wörter und Redewendungen überflutet wird, waren die Herrschenden Schirmherren der Gegenbewegung, sie gaben der «Fruchtbringenden Gesellschaft», Heimat und sicherten ihr Auskommen. Doch heute statten die Herrschenden solche Sprachgesellschaften fürstlich aus, die gegenüber der Bedrohung unsere Sprache

durch die Anglizismenflut abwiegeln und lieber Unwörter, schönste Wörter und liebteste Vornamen küren, statt sich an der Abwehr dieser Bedrohung zu beteiligen

Und heute sind es neben den Globalisierern der Wirtschaft und ihren Helfern aus der Werbebranche leider auch die Herrschenden selbst, die mit «Green Cards», «Brain up, Germany!» und «Newsletters» der eigenen Sprache in den Rücken fallen.

Johann Michael Moscherosch (Pseudonym: Philander von Sittewald, 1601–1669), ein prominenter Vertreter der «Fruchtbringenden Gesellschaft» hat die Sucht der Deutschen, sich von der eigenen Sprache abzuwenden, mit einem Gedicht auf den Punkt gebracht. Man muss nur Latein und Französisch durch Englisch und Amerikanisch ersetzen, um es aktuell zu machen.

Sprachverderbnis

Fast jeder Schneider
Will jetzund leider
Der Sprach erfahren sein
Und redt Latein,
Wälsch und Französisch,
Halb Japonesisch,
Wann er ist doll und voll
Der grobe Knoll.

Der Knecht Matthies
Spricht bona dies,
Wann er gut Morgen sagt
Und grüßt die Magd;
Die wendt den Kragen,
Tut ihm Dank sagen,
Spricht Deo gratias,
Herr Hippocras.

Ihr böse Teutschen,
Man sollt Euch peutschen,
Daß Ihr die Muttersprach
So wenig acht'!
Ihr liebe Herren,
Das heißt nicht mehren;
Die Sprach verkehren,
Und zerstören.

Brainstorming – made by us

Das Fremdwort in den Unterrichtswerken für das Fach Deutsch, von Heinz-Günter Schmitz

Für die Einstellung zum Fremdwort und damit zum Anglizismus spielt der Deutschunterricht eine entscheidende Rolle. Und wie hier verfahren wird, kann man bis zu einem gewissen Grade aus den Deutschlehrwerken ersehen. Wenn man einmal die verbreitetsten der letzten 50 Jahre (und zwar für das 7. bis 13. Schuljahr) daraufhin vergleicht, wie darin das Fremdwort behandelt und bewertet wird, zeigen sich erhebliche und aufschlußreiche Unterschiede. Die Lehrwerke der 50er und 60er Jahre sind ganz deutlich von einer sprachpflegerischen Zielsetzung im Sinne der Sprachtreue geprägt.

Nachdrücklich wird dem Schüler eine Stilregel eingeschärft, die schon der Leitgrundsatz des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins war: «Vermeide das Fremdwort, wenn du einen guten oder gar besseren deutschen Ausdruck verwenden kannst» (*Unsere Muttersprache* 1959) oder: «Wer seine Muttersprache liebt, vermeidet Fremdwörter für Dinge, die man ebensogut deutsch ausdrücken kann.» (*Rahn-Pfleiderer* 1969). Man bezog sich dabei ausdrücklich nicht auf die «eingebürgerten Fremdwörter» wie *Nation*, *Kabinet*, *sozial*, *Charakter*, *Garage* usw., die «jedermann versteht» und die «unseren Wortschatz bereichert» haben, auch nicht auf die internationalen Fachausdrücke der Wissenschaftssprachen, sondern nur auf «entbehrliche» Fremdwörter, zu denen man auch schon viele der damals eindringenden Anglizismen zählte. Ein Lehrwerk (*Deutsches Sprachbuch* 1969) sprach sogar von der «Gefahr der Fremdwörterei» und empfahl die (heute noch existierende) «Gesellschaft für deutsche Sprache», die die «Reinhaltung und Veredlung unserer

Muttersprache» anstrebe (was heute diese «Gesellschaft» weit von sich weist). Die Aufgaben in den Lehrbüchern bestanden darin, daß der Schüler in vorgegebenen Sätzen sogenannte «Schwammwörter» wie *Interesse*, *interessant*, *extra*, *direkt*, *passieren* und auch schon bestimmte englische Fremdwörter durch eigensprachliche Wörter ersetzen sollte.

Seit den 70er Jahren ändert sich dann die Fremdwortbewertung völlig, wobei sich allerdings kein einheitliches Bild zeigt: Es gibt zunächst eine kleinere Gruppe von Lehrwerken, die den Fremdwortgebrauch überhaupt nicht thematisiert oder gar problematisiert, was angesichts der immer zahlreicher werdenden Anglizismen schon erstaunt. Weiterhin gibt es einige wenige Lehrwerke, die zwar noch - in abgeschwächter Form - die alte Stilregel erneuern.

Die dritte, weitaus größte Gruppe besteht aus Lehrwerken, die die Problematik der Verwendung von Fremdwörtern, insbesondere Anglizismen, zwar ansprechen, aber - und das ist charakteristisch - nurmehr indirekt. Sie drucken anglizismenkritische Texte, Glossen oder Leserbriefe ab, bringen Textauschnitte, Werbesprüche, Collagen, Fotos, Karikaturen mit besonders vielen Anglizismen usw. Und daran knüpfen sie dann in der Regel Fragen und Aufforderungen wie: «Was haltet ihr von diesem Trend?», «Diskutiert anhand selbst gewählter Beispiele, ob die Verwendung angelsächsischer Ausdrücke notwendig oder überflüssig ist» usw. Auffällig ist aber nun, daß nur ganz wenige Lehrwerke dieser dritten Gruppe in ihren Aufgabenstellungen oder auf andere Weise ein gewisses Verständnis oder

gar Sympathie für eine sprachtreue Haltung durchblicken lassen. Die allermeisten geben dagegen deutlich zu erkennen, daß sie den - für die Diskussion erwünschten - Standpunkt der Sprachtreue selbst nicht für richtig halten. Dies machen sie auf verschiedene Weise deutlich: indem sie für eingebürgerte Anglizismen Verdeutschungen wie z. B. *blaue Arbeitshosen für Jeans*, *Überziehbluse für Pullover* zur Diskussion stellen oder aber umgekehrt Verdeutschungen wie *Fernsehen*, *Rundfunk*, *Fernsprecher* hinsichtlich ihres internationalen (!) «Gebrauchswerts» in Zweifel ziehen, indem sie von Anglizismen durchgesetzte Texte (aus der Jugendsprache, einem Pop-Roman oder aus «Bravo») in den sich daran anschließenden Aufgaben ausgesprochen verständnisvoll, ja wohlwollend behandeln, indem sie einen Zusammenhang von Fremdwortkritik und Fremdenfeindlichkeit bzw. auch von Sprachschutzbestrebungen und Nationalismus suggerieren (z. B. das französische Sprachschutzgesetz in die Nähe nationalsozialistischer Sprachlenkung rücken), indem sie - die zunächst vorgegebene Neutralität verlassend - dann doch wieder ganz direkt und undifferenziert betonen, Fremdwörter zeigten, wieviel man von anderen Völkern lernen könne, förderten also die Völkerverständigung, unterstützten das Sprachenlernen usw. Weiterhin ist zu beobachten, daß sehr viele Lehrbuchautoren seit den 70er Jahren (im Unterschied zu ihren Vorgängern) auch selbst keine Sprachloyalität mehr üben; z. B. verwenden sie - selbst in Überschriften - unbedenklich Anglizismen: *Brainstorming*, *Cluster*, *Mindmapping*, *In-/Out-Liste*, *Checkliste*, *Training [für: Übung]*, *Fishbowl-Diskussion*, *Pool*, *Edi-*

torial, *Zukunft - made by us*, *Fremdwörter-handle with care!*, *Do-it-yourself-Zeichensetzung* u. a. m. Allerdings gibt es - auch aus jüngster Zeit - hier doch noch rühmliche Ausnahmen, Lehrwerke, die noch von *Stichwort-* oder *Ideensammlung*, *Themenerschließung*, *Übung* usw. sprechen.

Das Fazit unseres Vergleichs ist aber eindeutig: In den neueren Lehrbüchern spielt jedenfalls - und das gilt nun nicht nur für die Behandlung des Fremdworts, sondern auch für die Lehrwerke in ihrer Gesamtheit - der Gesichtspunkt der Sprach- und Kulturtreue keine besondere Rolle mehr. Das «entbehrliche» oder «überflüssige» Fremdwort kommt nicht mehr vor, ebenso wenig finden sich Stilregeln, Mahnungen, Aufrufe, die ausdrücklich auf Sprachtreue abzielen. Statt Texten über Wert und Ehre der deutschen Sprache begegnet man Mark Twains Betrachtung über «die schreckliche deutsche Sprache» usw. Indem man so auf vielfältige Weise die naturgegebene Bindung und Anhänglichkeit der Schüler an die eigene Sprache und Kultur «hinterfragt» bzw. kritisch beleuchtet (statt sie zu verstärken), erschwert man letztlich ihre kulturelle Identitätsfindung (statt sie zu erleichtern). Es wird u. E. höchste Zeit, auch und gerade für das Deutschlehrwerk die Sprach- und Kulturtreue als kognitives und affektives Lernziel wieder zu entdecken.

Eine längere Fassung des Aufsatzes von Prof. Dr. Heinz-Günter Schmitz ist erschienen in: *Germanistische Studien*, Tiflis, 2004. Schmitz ist Mitglied des Wissenschaftlichen Beirats des VDS. [gekürzt aus Sprachnachrichten 25, 1/05]

Jeremias Gotthelf – veralteter Moralist oder «Weltkulturerbe»?

Alfred Reber

1. Von 1850 bis zum Gedenkjahr 1954

Aber wirklich hat es in den besten Weihestunden so oft etwas wunderbar Bängliches, wenn man denkt, das stumme Wort, welches du da schreibst, geht still und stumm viele, viele Stunden weit, da fällt es auf ein Herz, und plötzlich wird es in demselben lebendig, ein kleiner Funke beginnt zu glühen, wird vielleicht zur klaren schönen Flamme, oder es rauschen mächtige Gefühle auf, und ein ander Wort schlägt alsbald ein, teilt gleich einem elektrischen Funken manchem sich mit; und viele schlummern, und nach Jahren vielleicht berühren sie doch noch ein Herz und wecken Leben in ihm. Das ist die Mystik der Schriftstellerei ...

Diese Worte schrieb Jeremias Gotthelf im Januar 1850 an den ihm persönlich nicht bekannten Jakob Melchior Ziegler in Winterthur. Dieser hatte ihm ein paar Kupferstiche eines in München verstorbenen Künstlers geschickt und ihm erzählt, wie sehr der Verstorbene als ein Bewunderer seiner Schriften gewünscht hätte, ihn, Gotthelf, einmal in seinem Haus empfangen zu dürfen. Das Geschenk und die Anerkennung haben Gotthelf tief gerührt. Sein Dankbrief ist einer der vielen Belege dafür, wie offen der gesprächsfreudige Gotthelf auf Menschen zugehen konnte; der gleiche Gotthelf, der Leute, gleich welchen Ranges, schonungslos abkanzelt, wenn er ihr Tun und Treiben als ungerecht, unsittlich, korrupt beurteilt. Im zitierten Abschnitt hält Gotthelf einen Augenblick inne: Ein wunderbares Bild von mystischer Tiefe steigt vor seinem Geist auf, und stauend wird er gewahr, dass sein Schreiben, so leidenschaftlich es sich mit dem Tagesgeschehen auseinandersetzt, eine Wirkung über Raum und Zeit hinweg entfalten könnte.

Als Gotthelf den Brief an Ziegler schreibt, steht er auf der Höhe seines Ruhms und zählt zu den bestbezahlten Autoren deutscher Zunge. Einzelne Werke werden in fremde Sprachen übersetzt: Französisch, Englisch, Holländisch und sogar Lettisch und Tschechisch. Seine Geschichte «Wie Joggeli eine Frau sucht» kommt in Berlin als Oper zur Aufführung. Doch schon ab 1852 gerät er nach und nach ins Abseits; denn sein Roman «Zeitgeist und Bernergeist» stösst auf Unverständnis und Ablehnung, und sein Berliner Verleger Julius Springer beklagt einen Einbruch im Absatz von Gotthelfs Büchern. Trotzdem kommt er im Sommer 1854 nach Lützelflüh, um mit Gotthelf den Plan einer Gesamtausgabe zu besprechen, die von 1856 bis 1858 in 24 Bänden erscheint. Doch dann geschieht wenig mehr. Zweimal erscheinen in einem Zürcher Verlag die populären Romane Gotthelfs. Springer versucht ab 1861 mit einer «Neuen wohlfeilen Ausgabe» und ab 1885 mit einer Auswahl in zehn Bänden Gotthelfs Werke auf dem Markt zu halten.

Erst auf seinen 100. Geburtstag hin zeichnet sich eine Gotthelf-Renaissance ab. In Deutschland erscheint eine neue Gotthelf-Ausgabe, und von 1894 an erscheint in zehn grossformatigen Bänden die «Nationale illustrierte Prachtausgabe» mit Bildern namhafter Künstler, u. a. Albert Ankers, und je einem Vorwort der Bundesräte Karl Schenk und Emil Welti. Die Texte sind allerdings gekürzt: Längere Betrachtungen werden weggelassen oder zusammengestrichen; auch fehlen die zwei letzten Romane «Zeitgeist und Bernergeist» und «Erlebnisse eines Schuldenbauers». Man bringt also einen volkstümlich zurechtgemachten, verharmlosten Gotthelf heraus.



Die mehrbändige Gotthelf-Sammlung "Berner Erzählungen" von 1890 (herausgegeben von Otto Sutermeister) wurde von Albert Anker illustriert.

Unmittelbar nach dem Gedenkjahr 1897 versucht Ferdinand Vetter, Professor in Bern, den vollständigen, möglichst originalgetreuen Gotthelf «im Urtext» herauszubringen. Von 1898 bis 1902 erscheinen zehn Bände, dazu ein Ergänzungsband «Beiträge zur Erklärung und Geschichte der Werke Jeremias Gotthelfs» mit vielen Briefen und Brieffragmenten. Diese Ausgabe bleibt indessen unvollendet; Vetter gerät in Streit mit Gotthelfs Nachkommen, die ihm fortan den Zugang zu den Quellen sperren.

Es ist das unschätzbare Verdienst des begeisterten Gotthelflesers und jungen Verlegers Eugen Rentsch, dass ab 1911 endlich eine Gesamtausgabe begonnen wird, die mit einigen Abstrichen als «historisch-kritische» Ausgabe gelten kann; sie schafft endlich die Grundlage für eine vertiefte Auseinandersetzung mit Gotthelfs Werk. Von 1911 bis 1932 erscheinen alle Romane und Erzählungen sowie eine Auswahl aus den Kalendergeschichten, dazu das Romanfragment «Der Herr Esau», das Gotthelf auf dringenden Rat von Freunden



Illustration zum "Erdbeermareili" von Albert Anker

nie veröffentlicht hatte. Während dieser Teil der Ausgabe zügig vorankommt und sich gut verkauft, wird die Herausgabe der andern Schriften mühsamer. Das Suchen von Briefen, Aufsätzen, Zeitungsartikeln erfordert langwierige Nachforschungen; zudem hat der Verleger grössere Mühe, diese sogenannten Ergänzungsbände zu finanzieren; denn Briefe, Predigten, Zeitungsartikel finden naturgemäss weniger Absatz als Romane und Erzählungen. Deshalb erscheinen die Ergänzungsbände in grösseren Abständen zwischen 1944 und 1969, der 18. und letzte, «Nachträge. Register», erst 1977.

Parallel zur grossen Ausgabe bringt Rentsch ab 1922 in 18 Bänden den sogenannten «Volks-Gotthelf» heraus; darin fehlen die «Erlebnisse eines Schuldenbauers», «Der Herr Esau», die Kalendergeschichten, einige Erzählungen und die für das Verständnis Gotthelfs wichtige Schrift «Die Armennot». Diese Ausgabe ist die Textgrundlage für die von 1937 bis 1953 erscheinende 16-bändige Gotthelf-Ausgabe der Büchergilde Gutenberg, von Emil Zbinden gestaltet und mit über 800 Holzstichen illustriert. Von 1962 bis 1966 legt der Rentsch-Verlag den seinerzeitigen «Volks-Gotthelf» in neun Dünndruckbänden in modernem Gewand neu auf.

Im Vorfeld des Gedenkjahres 1954 erscheint eine neue, von Walter Muschg betreute und kommentierte Gotthelf-Ausgabe in 20 Bänden bei Birkhäuser. Diese Ausgabe wird später in Taschenbuchform von Diogenes übernommen, ist aber jetzt aus dem Verlagsprogramm gestrichen; es sind nur noch Restbestände einzelner Werke im Buchhandel erhältlich.

2. Popularität und Ablehnung – Gotthelf 1954 bis 2000

Bis in die 60-er Jahre des vorigen Jahrhunderts sind Gotthelfs Werke also jederzeit in mehreren Ausgaben im Buchhandel greifbar. Auch in der Gotthelf-Forschung geschieht viel. 1931 erregt Walter Muschg grosses Aufsehen mit seinem Buch «Gotthelf. Die Geheimnisse des Erzählers». Mit Vehemenz bekämpft er das allzu verharmlosende Bild, das man sich weit herum von Gotthelf macht. 1954, also im Gedenkjahr zu Gotthelfs 100. Todestag, wirken an vier schweizerischen Universitäten namhafte Gotthelf-Forscher: In Basel Walter Muschg, in Neuenburg Werner Günther, in Bern Werner Kohlschmidt und in Zürich Karl Fehr.

Neben ihnen haben sich damals viele Gotthelf-Freunde zu Wort gemeldet: Festreden, Vorträge, Abhandlungen erscheinen in grosser Zahl. Viele davon vermitteln ein idealisiertes Bild: Gotthelf als staatsbürgerlicher Ratgeber, als zeitloser Hüter ewiger Werte, ein über den Zeiten stehender Weltweiser. So wird Gotthelf zu sehr aus der Verflechtung mit seiner Zeit herausgelöst und zum Denkmal erhöht. Das hat ihm vermutlich mehr geschadet als genützt.

Die Reaktion bleibt nicht aus. Im Zuge der 68-er Bewegung wird Gotthelf nun ebenso vehement angegriffen, wie man ihn vorher empor gebubelt hat. Aus der Sicht marxistischer und anarchistischer Ideologien erscheint Gotthelf als Reaktionär, als ewiggestriger Moralprediger. Solche Urteile wirken bis heute nach. Die Redaktion des Sonntags-Blicks ersuchte jüngst den 1946 geborenen deutschen Dramatiker Franz Xaver Kroetz, zeitweise Mitglied der deutschen kommunistischen Partei, um einen Beitrag zum Gotthelfjahr. Kroetz scheint sich zuerst geweigert zu haben, lässt sich aber schliesslich doch gewinnen und fällt mit massiven Anschuldigungen über Gotthelf her. Die «Schwarze Spinne» sei «ein gewaltiger, irrer Text, der die Menschen unter die Knute Gottes zwingen soll», urteilt er, Jeremias Gotthelf «ein christlicher Fundamentalist». Er benutze sein Talent, «um die Menschen zu ängstigen, zu bedrohen.» Er sei also «Schuft und Ideologe.» Gotthelf produziere «eine gruusig bigotte, eine nach Unterwerfung und Rache gierende Literatur.» Kurzum: Gotthelf sei «... vergiftet von sich selber. Zu wenig wirklicher Pfarrer und zu viel geiler Erzähler ... Dieser Dichter droht der Menschheit mit jedem seiner Kommata; mit jedem seiner Ausrufezeichen setzt er ein Jüngstes Gericht, jeder Punkt bedeutet einen Toten, jedes Fragezeichen ein Verbrechen.» (Sonntagsblick, 12. Dez. 2004)

Natürlich sind diese Pöbeleien nicht ernst zu nehmen; Kroetz zieht nicht nur über Gotthelf her, sondern auch – das müsste man ihm fast als Verdienst anrechnen – über die Fernsehserie «Leben wie zu Gotthelfs Zeit» und indirekt über die Blick-Redaktion. Man könnte achselzuckend darüber hinweggehen, wenn nicht auch in ernster zu nehmenden Blättern Gotthelf bis heute das zähleibige Etikett «reaktionär» angehängt würde. So war in einer Tageszeitung zu lesen, «Die Wassernot im Emental» sei «das fundamentalistischste, reaktionärste Werk des grossen Epikers.» Welche andern Werke Gotthelfs sind «reaktionär» und bis zu welchem Grad? Ist der nach 1870 in Amerika entstandene Begriff «fundamentalistisch» auf Gotthelf überhaupt anwendbar?

In den 70-er und 80-er Jahren wurde Gotthelf auch von anderer Seite als rückwärts gewandter Dichter dargestellt. Der Germanist Friedrich Sengle ordnet in einer Geschichte der Literatur aus der ersten Hälfte des 19. Jh. Gotthelf der Biedermeierliteratur zu und eine Dissertation von 1973 aus seiner Schule trägt den Titel «Jeremias Gotthelf. Ein Vertreter der geistlichen Restauration der Biedermeierzeit». Gotthelf – ein Biedermeierdichter, das führt zwangsläufig zu seiner Verharmlosung und bestärkt unbeabsichtigt die ständig mehr oder weniger gegenwärtige Tendenz, Gotthelf auf eine zu folkloristisch verstandene Volkstümlichkeit zu fixieren. Sie wirkte bei der sogenannten «Prachtausgabe» von 1894 mit; sie tritt zutage in den erfolgreichen Radio-Hörspielen um und nach 1954 und in Franz Schnydners unverwüthlichen «Gotthelf-Filmen».

Dieser volkstümliche Gotthelf übersteht die Angriffe der 68-er Bewegung. Aber das gedruckte Werk in seiner Breite und Tiefe droht aus dem Bewusstsein zu verschwinden. Die 42-bändige Gesamtausgabe aus dem Rentsch-Verlag ist längst vergriffen, der Verlag selber verkauft. Auch der Birkhäuser Verlag ist eingegangen. Betrübliches Fazit: Im Buchhandel gibt es noch die von Rentsch edierte neunbändige Dünndruckausgabe einer Auswahl aus Gotthelfs Werken. Sie wird vom Verlag Orell-Füssli weiter im Sortiment geführt. Dazu sind Erzählungen und Erzählensammlungen in Einzelausgaben zu haben. Auf die Dauer reicht das nicht. Eine neue Gesamtausgabe ist dringend nötig; sie müsste alle Werke umfassen, auch die späten Romane, den «Herr Esau», die «Armennot», die Arbeiten für den «Neuen Berner Kalender», die Briefe, die Predigten und die Zeitungsartikel. Wenn sie nicht zustande kommt, wird Gotthelfs Werk aus den universitären Studiengängen verschwinden, ebenso aus der Lehrerbildung, aus den Schulen, und am Schluss erinnern bestenfalls noch ein paar deftige Sequenzen aus Franz Schnyders Filmen an Gotthelf.

3. Gedenkjahre 1997 und 2004 – Wende in Sicht?

Haben die Gedenkjahre 1997 und 2004 eine Wende zum Besseren eingeleitet? Für ein abschliessendes Urteil ist es zu früh, gewisse Hoffnungen indessen sind berechtigt.

a) Gedenkjahr 1997 – neue Ansätze in der Forschung

Das Gedenkjahr 1997 zum 200. Geburtstag brachte zahllose Veranstaltungen. Lesungen, Vorträge, Theateraufführungen und Ausstellungen brachten sein Werk zweifellos vielen Menschen nahe; daneben gab es allerdings viel Betriebsamkeit, die mehr mit Folklore und Tourismus als mit Gotthelfs Werk zu tun hatte; mich beschlich damals oft das Gefühl, die Gotthelfwürste seien wichtiger als die Gotthelfbücher. Das vordringlichste Anliegen, eine neue Gesamtausgabe, wurde im Gedenkjahr 1997 nicht in Angriff genommen.

Positive Impulse gab es 1997 trotzdem: In der Gotthelfforschung geriet allerlei in Bewegung. Schon 1985 hatte Hanns Peter Holl in seinem Buch «Gotthelf im Zeitgeflecht. Bauernleben, industrielle Revolution und Liberalismus in seinen Romanen» (Niemeyer, Tübingen) das Gotthelfbild revidiert, Gotthelf in seinem Wirken in der Zeit dargestellt, das Etikett «reaktionär» widerlegt. Ähnliches leistete der im Gedenkjahr in den Schriften der Bürgerbibliothek von Hanns Peter Holl und J. Harald Wäber herausgegebene Sammelband «... zu schreiben in die Zeit hinein ...». Beiträge zu Jeremias

Gotthelf/Albert Bitzios (1797-1854)» mit Aufsätzen von Historikern, Germanisten und Theologen, u. a. von Ulrich Knellwolf, der bereits früher den Theologen Gotthelf in seiner Eigenständigkeit erfasst und aus der bisher geübten einseitigen Zuordnung zu bestimmten theologischen Richtungen gelöst hatte. Im Herbst des Gedenkjahres fand in Bern eine internationale Gotthelf-Tagung statt. Die Mitwirkung zahlreicher Germanisten aus England, aus den USA, aus Dänemark, Deutschland und der Schweiz liess erkennen, dass Gotthelf wieder vermehrt ins Blickfeld der Forschung rückte; erfreulich vor allem, dass auch jüngere Germanisten sich beteiligten. Die Vorträge wurden 1999 von Walter Pape, Hellmut Thomke und Silvia Serena Tschopp in einem Sammelband herausgegeben: «Erzählkunst und Volkserziehung. Das literarische Werk des Jeremias Gotthelf». (Niemeyer, Tübingen)

1998 erschien bei Francke ein Buch des französischen Germanisten Pierre Cimaz, eines der besten je über Gotthelf geschriebenen Bücher: «Jeremias Gotthelf (1797-1854). Der Romancier und seine Zeit. Aus dem Französischen von Hanns Peter Holl». Cimaz will, wie er selbst sagt, herausarbeiten, wie Gotthelfs Werk aus der Reaktion auf seine Zeit entstand und durch seine «Involviertheit in die Streitfragen des Tages genährt» werde. Gotthelf sei «als Dichter ein wachsamer Zeitgenosse und als Pfarrer ein leidenschaftlicher und parteiischer Zeitzeuge.» (S. 11)

Es gibt also in der Forschung vielversprechende neue Ansätze: Man nähert sich Gotthelfs Werk unvoreingenommen, mit breitgefächerten Fragestellungen. Das schafft gute Voraussetzungen, um eine neue Gesamtausgabe an die Hand zu nehmen. Aber es braucht zusätzlich die Bereitschaft breiter Kreise, das Werk zu unterstützen, und es muss gelingen, allenthalben zählige Clichés auszuräumen. Breite Kreise – dazu zählen die politischen Behörden; denn es braucht Fachleute, es braucht Zeit, es braucht Geld, und es braucht deshalb die Überzeugung der verantwortlichen Instanzen, die Investition öffentlicher Mittel in dieses Projekt sei sinnvoll.

b) Gedenkjahr 2004 – «Auf dem Weg zum Original»: Neue Bücher

Im Gedenkjahr 2004 geschah Erfreuliches in dieser Richtung; ein wesentliches Verdienst daran kommt dem Projektleiter Fritz von Gunten von der Kulturmühle Lützelflüh zu; mit grossem Einsatz und guten Ideen brachte er ein auf Gotthelfs Werk bezogenes Veranstaltungsprogramm zuwege. Unter dem Motto «Auf dem Weg zum Original» bemühten sich engagierte Leute

in vielen Gemeinden darum, von Gegebenheiten ihres Ortes oder ihrer Institution aus den Weg zu einem entsprechenden Motiv bei Gotthelf zu finden. Neben zahlreichen mit Liebe und Fantasie gestalteten Ausstellungen konnten im Gedenkjahr einige Bücher erscheinen, die für eine breitere Leserschaft ein neues, lebendiges Gotthelfbild zeichnen. Hier ein paar Hinweise dazu:

Auf dem Weg zum Original. Ein Gotthelf-Wort für jeden Tag. Fritz von Gunten. hep-verlag, Bern 2003. Preis: Fr. 19.50

Fritz von Gunten wählte für jeden Monat einen Gotthelf-Roman: Ein etwas längerer Ausschnitt daraus steht jeweils am Anfang, dann folgt für jeden Tag ein Zitat. Mit diesem Büchlein wurde das Motto des Gedenkjahres auf sinnvolle Weise eingeführt. Regierungsrat Annoni, bernischer Erziehungsdirektor, schreibt im Vorwort, er wünsche, es trage dazu bei, «dass Gotthelf auch im 21. Jahrhundert zahlreiche Leserinnen und Leser findet.»

Gotthelf lesen. Auf dem Weg zum Original. Mit Fotos von Hansuli Trachsel. Herausgegeben von Fritz von Gunten und Paul Ott. hep-verlag, Bern 2004. Preis: Fr. 29.-

Auch die zweite Publikation im Gedenkjahr regte Fritz von Gunten an. Er lud eine Reihe zeitgenössischer Schriftsteller ein, sich je mit einem bestimmten Werk Gotthelfs auseinanderzusetzen. Entstanden ist eine vielseitige Sammlung anregender und lebendiger Texte von Therese Bichsel, Wen-Huei Chu, Monika Dettwiler, Peter Höner, Fredi Lerch, Thierry Luterbacher, Giovanni Orelli, Paul Ott, Beat Sterchi, Franco Spinino, Christa Weber, Verena Wyss.

E. Y. Meyer, Der Ritt. Ein Gotthelf-Roman. Folio-Verlag, Wien 2004. Preis: Fr. 31.90

Besonders intensiv, mit tiefem Respekt vor seinem grossen Vorgänger und mit leidenschaftlicher Hingabe hat sich E. Y. Meyer mit Gotthelf beschäftigt. Auf Grund umfangreicher Quellenstudien schildert der Autor in knapper, fesselnder Sprache den Ritt des Vikars Albert Bitzios am Neujahrstag 1831 aus der Stadt Bern ins verschneite Emmental nach Lützelflüh. Der äussere Ablauf des fünfständigen Ritts, Eindrücke, Beobachtungen, Zwischenfälle unterwegs, eine kurze Rast in einem Gasthof in Waltringen, werden dicht verwoben mit Gedanken, Erinnerungen, Zukunftserwartungen, die dem noch unbekanntem, streitbaren Vikar durch den Kopf gehen. Bitzios erlebt diesen Ritt als Wende in seinem Leben, er zieht Bilanz über sein bisheriges Wirken, die Aufbrüche und die Zurücksetzungen, und er setzt sich Ziele für die Zukunft.

Meyers Buch fand durchwegs ein gutes bis begeistertes Echo, auch in Deutschland

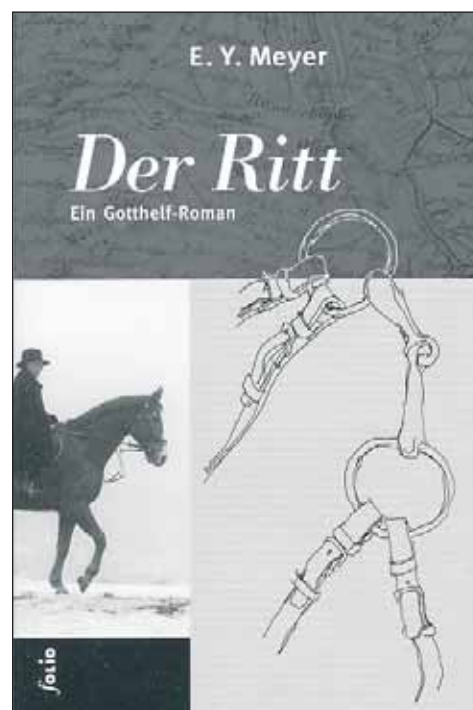
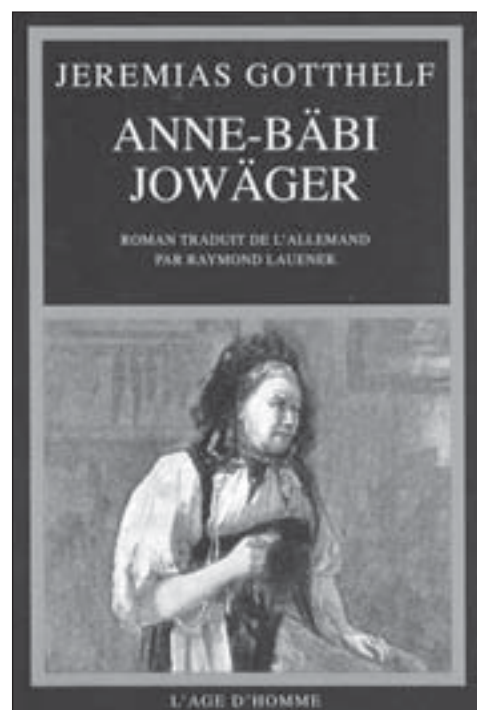
erschieden lobende Besprechungen; die Buchvernissage in der Aula der Universität Bern am 1. Sept. 2004 war ein überwältigender Erfolg. Der Verlag konnte bereits die zweite Auflage herausgeben.

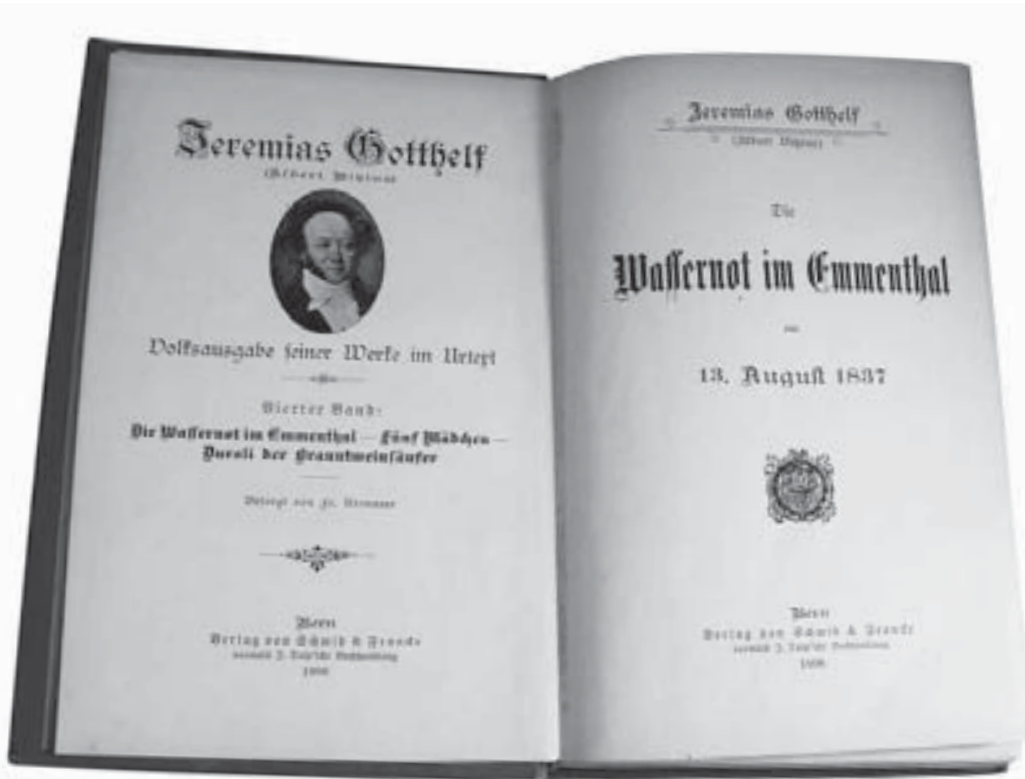
In verdienstlicher Weise unterstützte der Sprachkreis Deutsch den Druck dieser drei Bücher mit einem namhaften Beitrag.

Jeremias Gotthelf, Anne Bäbi Jowäger. Ses expériences de ménagère et de guérisseuse. Roman traduit de l'Allemand par Raymond Lauener. L'AGE D'HOMME, 2004. Preis: Fr. 55.-

Seit 1999 sind im Verlag L'AGE D'HOMME in Lausanne neue Übersetzungen von Romanen Gotthelfs erschienen: 1999 «Uli le valet de ferme», 2000 «L'argent et l'esprit», 2001 «Le miroir des paysans», 2003 «Uli le fermier» und im Gedenkjahr 2004 «Anne Bäbi Jowäger», alle aus der Feder von Raymond Lauener in Solothurn. Seine Übersetzungen sind sprachlich hervorragend gestaltet; ihm gelingt das Kunststück, Gotthelfs vieltönige Sprache auf überzeugende Art im Französischen erklingen zu lassen. Der Verlag ist aber auf Sponsoren angewiesen. 2003 unterstützte der Sprachkreis Deutsch den Druck von «Uli le fermier» mit einem namhaften Zuschuss. Im Gedenkjahr 2004 konnte erfreulicherweise die Übersetzung des Romans «Anne Bäbi Jowäger» erscheinen. Neben öffentlichen Geldgebern (Pro Helvetia, die Kantone Bern und Solothurn u. a.) ermöglichten private Sponsoren diese Publikation, so der Gotthelffonds Utzenstorf und der Verein Gotthelf-Stube Lützelflüh. Beides sind kleine Vereine mit bescheidenen Geldmitteln; aber beide erfüllen eine wichtige Aufgabe: Sie versuchen, die Erinnerung an Gotthelf lebendig zu erhalten und das Interesse an seinem Werk zu wecken.

Alfred Reber / Hans Riedhauser, Gotthelfs Gäste. Besucherverzeichnisse 1832-1850. Albert Bitzios – Henriette Bitzios-Zeender. Herausgegeben vom Verein Gotthelf-Stube Lützelflüh. hep-verlag, Bern 2004. Preis: Fr. 25.-





Dass Jeremias Gotthelf und seine Frau grosszügige Gastfreundschaft pflegten, ist seit langem bekannt. Aber eine genaue Vorstellung vom Umfang dieser Gastfreundschaft und von der Zusammensetzung der Gästeschar vermittelte erst die Auswertung bisher unbekannter Quellen aus dem Familienarchiv von Rütte-Bitzius: Vom April 1832 bis in den Juli 1850 führen Jeremias Gotthelf und seine Frau Henriette Bitzius-Zeender Besucherverzeichnisse. Von rund 200 Besuchen im Durchschnitt der ersten Jahre klettert die Zahl auf 502 im Jahr 1849. In den gut 18 Jahren werden total 5686 Besuche gezählt, verteilt auf rund 440 Personen; darin nicht eingeschlossen sind Leute, die eine Taufe, eine Trauung oder einen Todesfall anmelden wollen.

Die trockenen Zahlen sagen viel, aber noch nicht das Wichtigste. Briefausschnitte und andere Quellentexte zeigen die Besucher im Dialog mit Gotthelf. Dadurch wird Gotthelfs Persönlichkeit in vielfacher Spiegelung lebendig, erscheint er, wie schon früher angetönt, als ungemein gesprächsfreudiger und gesprächsfähiger Mensch; hilfsbereit, teilnehmend für Gesprächspartner in Not; humorvoll bis übermütig im Verkehr mit Verwandten und Freunden; unerschrocken in der Auseinandersetzung mit nachlässigen Amtsträgern, mit ungerichten Magnaten und politischen Gegnern. Zahlreiche Illustrationen dienen der Vergegenwärtigung: Faksimilierte Seiten aus den Besucherverzeichnissen, Porträts und Zeichnungen.

Es geht hier nicht darum, das Buch zusammenzufassen, sondern ein paar wichtige Einsichten hervorzuheben, die sich aus den Besucherverzeichnissen gewinnen lassen:

1. Gotthelfs Pfarrhaus ist ein wichtiger Begegnungsort für seine Amtsbrüder. Während sein Verhältnis zu etlichen etablierten Pfarrherren oft von Neid überschattet ist, pflegt er zu jungen Theologen, zu Vikaren und Helfern, ein herzliches Verhältnis. Auffällig oft suchen Anfänger im Beruf ihn auf. Dass er sich besonders um junge Theologen kümmert, dürfte mit seinen eigenen Erfahrungen zusammenhängen: Er selber ist fast zwölf Jahre Vikar, bevor er endlich zum Pfarrer gewählt wird. Sicher spielt auch seine pädagogische und didaktische Begabung mit.

2. Gotthelf ist engagierter Pädagoge; er hilft jungen Lehrern, wenn sie in Schwierigkeiten geraten. Besonders intensiv kümmert er sich um Johann Georg Schäfer, den ersten Vorsteher der Armenerziehungsanstalt Trachselwald, einen künstlerisch und handwerklich begabten Mann. Er

hat in der rauhen Umgebung mit grossen Schwierigkeiten zu kämpfen und Gotthelf setzt sich immer wieder für ihn ein; denn er möchte in Trachselwald eine neue, an Pestalozzi orientierte Armenerziehung verwirklichen: Knaben sollen nicht bloss zu billigen Bauernknechtlein abgerichtet, sondern auch handwerklich, musisch gebildet werden.

3. In Lützelflüh verkehrt Gotthelf vor allem mit den drei Brüdern Geissbühler, am intensivsten mit Ulrich Geissbühler, zeitweise Präsident der Schulkommission und Gotthelfs Mitstreiter für eine bessere Volksschule. Andere Persönlichkeiten unterstützen Gotthelf bei der Gründung und Führung der Armenerziehungsanstalt Trachselwald. Dagegen sind auffällig wenige Bauern aus seiner Kirchgemeinde als Besucher registriert. Nun scheuen die Bauern, wie Gotthelf mehrmals erzählt, vor Besuchen im Pfarrhaus zurück. Wichtiger ist aber, dass Gotthelf mit seinem leidenschaftlichen Kampf gegen das Verdingkinderelend viele Bauern erzürnt: Sie fürchten, wegen der Armenerziehungsanstalt keine Verdingbuben mehr als billige Knechtlein zu bekommen. Gotthelf ist also in seiner Gemeinde nicht unbestritten. 1849 schreibt er einem Vetter am Vortag der «Visitaz», der jährlich stattfindenden «Inspektion» seiner Amtsführung: «Morgen haben wir Visitaz. Hoffentlich jagen mich die Lützelflüher einstweilen noch nicht aus.»

Die Besucherverzeichnisse zusammen mit Briefen und andern Quellen liefern also handfeste Argumente gegen den gedankenlos kolportierten Vorwurf, Gotthelf sei ein Reaktionär. Wer so wie er gegen das pädagogische «Establishment» auftritt und sich rückhaltlos für eine fast visionär zu nennende neue Form von Armenerziehung einsetzt, ist gewiss alles andere als ein Reaktionär. Konservativ ist er, aber nur, wenn man den Begriff «konservativ» in positivem Sinn auffasst: Bewahren, was gut ist; aber nicht unbedenken bewahren, was bloss alt ist. Viele Kritiker scheinen den Unterschied zwischen konservativ und reaktionär nicht zu kennen.

Alle hier besprochenen Bücher sind im Buchhandel erhältlich. Sie können auch schriftlich bestellt werden bei folgender Adresse: Gotthelf-Stube Lützelflüh, 3432 Lützelflüh. Während der Ausstellungssaison von Ende April bis Ende Oktober werden sie in der Gotthelf-Stube direkt verkauft. Der bescheidene Gewinn aus dem Bücherverkauf hilft dem Verein, den Ausstellungsbetrieb und Publikationen wie das Buch «Gotthelfs Gäste» mit zu finanzieren.

c) Ausblick – Projekt einer neuen Gotthelf-Ausgabe

Gotthelfs Worte sollten auch in Zukunft in vielen Herzen einen Funken zünden und zur «klaren schönen Flamme» werden können. Das ist nur möglich, wenn seine Schriften wieder in einer Gesamtausgabe zugänglich werden. Die ersten Schritte zur Verwirklichung dieses Projekts sind eingeleitet. Regierungsrat Annoni nahm einen Vorstoss von Gotthelffreunden aus dem Emmental positiv auf und regte die Leitung der Universität Bern an, sich damit auseinanderzusetzen. Das Institut für Germanistik entwickelte in der Folge zwei Editionsprojekte, die dem Nationalfonds unterbreitet und bewilligt wurden. Professorin Barbara Mahlmann-Bauer ist bereits daran, Texte Gotthelfs, die er im Zusammenhang mit Schule und Politik schrieb, z. B. Zeitungsartikel für den «Berner Volksfreund», für eine umfassende Edition zu sammeln und zu bearbeiten, und Professor Christian von Zimmermann tut das gleiche mit den Predigten und den Erzählungen und Texten, die Gotthelf für den Kalender schrieb. Diese beiden Teile des «unbekannten Gotthelf» sollen als erste Bausteine einer neuen historisch-kritischen Gotthelf-Ausgabe erscheinen.

Im November fand in Bern eine Tagung statt zum Thema «Jeremias Gotthelf. Wege zu einer neuen Ausgabe». Erfreulich auch bei diesem Anlass, dass jüngere Forscherinnen und Forscher beteiligt waren.

Gotthelffreunde sind dem bernischen Erziehungsdirektor dankbar, dass er sich so überzeugt für das Projekt einsetzt; dankbar auch dafür, dass der Kanton die Mittel für die Finanzierung der Veranstaltungen und Publikationen im Gedenkjahr bewilligte. Auch die in diesem Beitrag vorgestellten Bücher wurden zu einem schönen Teil aus diesen Mitteln finanziert.

Die ersten Bausteine sind also gesichert; diesen ersten Bausteinen müssen weitere folgen und sich schliesslich zu einer Gesamtausgabe zusammenfügen. Um ein so grosses Projekt langfristig finanziell zu sichern, wäre die Gründung einer Gotthelf-Stiftung anzustreben. Ich hoffe, sie lasse sich verwirklichen, finde in der Öffentlichkeit ein gutes Echo und werde von potenten Geldgebern ausreichend mit Geld ausgestattet. Man redet heute oft von «Weltkulturerbe»; Gotthelf darf man zweifellos dazu zählen. Sein Werk wieder in vollem Umfang zugänglich zu machen, erfordert bedeutende finanzielle Mittel; aber man sollte sich gewisse Relationen vergegenwärtigen: Wahrscheinlich würde das Geld, das man für einige hundert Meter Autobahn aufwendet, als Stiftungskapital ausreichen, um eine Gesamtausgabe von Gotthelfs Werken sicherzustellen. Ich behaupte: Ein Land, das nicht mehr willens und fähig ist, ein Erbe vom Rang Gotthelfs zu erhalten und zu pflegen, wird bald auch nicht mehr in der Lage sein, Autobahnen zu bauen.

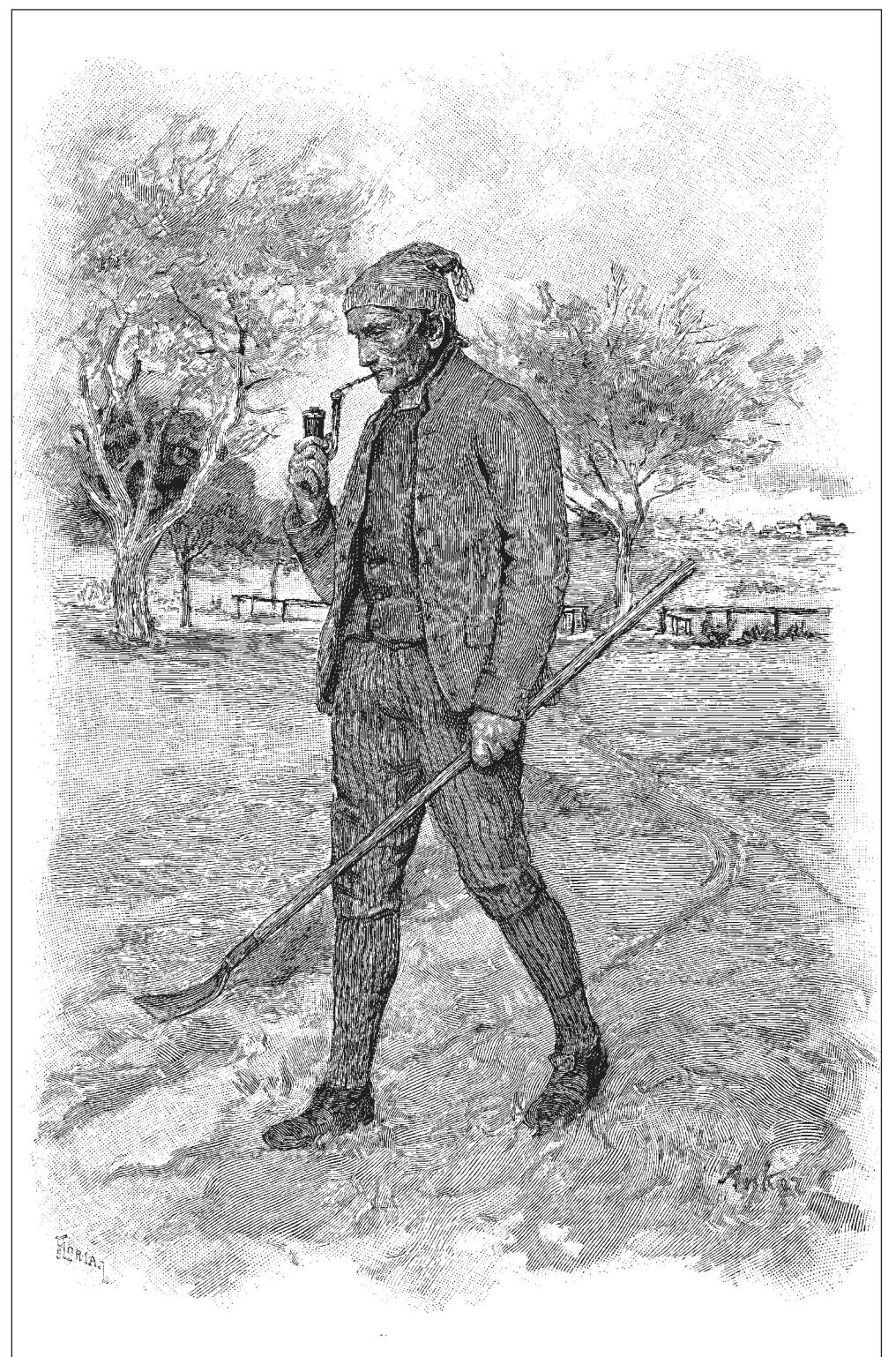


Illustration von Albert Anker zu «Hansjoggeli der Erbvetter» in der Sammlung «Berner Erzählungen» von Otto Sutermeister (Hrsg.)

Im Wundergarten der Sprache

Dies ist der Titel eines preiswerten, schönen Bandes, der das Lesen lohnt.

Der Untertitel sagt, daß der Wundergarten zur Zeit bedroht ist: «Beiträge gegen die Rechtschreibreform». Das Buch, herausgegeben in Zusammenarbeit mit den Schweizer Monatsheften, ist dem Lyriker Reiner Kunze gewidmet, der im letzten November in Zürich den Jahrespreis 2004 der Stiftung «STAB, Stiftung für Abendländische Ethik und Kultur» erhielt. Ausgezeichnet wurde er, zusammen mit dem bekannten Altphilologen Klaus Bartels, für seine Auseinandersetzung mit der Rechtschreibreform. Sachkundig und kraftvoll geführt hat er diese Auseinandersetzung vor allem in seiner Denkschrift «Die Aura der Wörter». Obwohl nur von wenigen Zeitungen besprochen, erreichte sie in kurzer Zeit mehrere Auflagen und liegt seit letztem Jahr in Neuausgabe ‚mit Zwischenbilanz‘ vor (Radius-Verlag Stuttgart, ISBN 3-87173-303-2, 18.30 Sfr./ 10.- Euro,).

Die empfohlene Aufsatzsammlung zeigt, daß Reiner Kunze mit seiner Ablehnung nicht alleine steht. Der Inhalt ist so reich, wie unsere Sprache:

Johanna Ickler: Deutschstunde

Hans Krieger: Zwei Gedichte

Christine Schmitz: Goldschmiedekunst und -kennerschaft des Wortes. Vom Umgang mit klassischen Texten

Friedrich Denk: Reiner Kunze, Beweggründe (Versuch einer Interpretation)

Rudolf Wachter: Hey, wussup? Orthographiereformen und die Zukunft des Englischen

Pirmin Meier: «Unser großes, weises, geduldiges Deutsch» – Sprachlust, Sprachkritik und Sprachkunst bei Heinrich Federer

Elke Dreisbach: «Wie dieses oder jenes Wort geschrieben wird, darauf kommt es doch eigentlich nicht an.» Einige Bemerkungen zur Rechtschreibreform aus der Sicht des Goethe-Wörterbuchs

Jean-Marie Zemb: Der Rückweg aus Pisa führt über Canossa

Reinhard Markner: Über das Pedantische in der deutschen Lexikographie

Gustav Korlén: Die Rechtschreibreform aus schwedischer Sicht

Theodor Ickler: Was wir nicht wissen sollen. Zeitgeist und Ungeist in neuen Wörterbüchern

Hans-Christian Weißker: Wissenschaftler auf Abwegen – die Rechtschreibreform im wissenschaftlichen Kontext



Uwe Dubielzig: Nur «Unruhen im Reich der Buchstaben»? Zu Hermann Wellers Gedicht «Y»

Jan-Martin Wagner: Orthographiereform: Bildungsinhalt vs. Chancengleichheit? Rechtschreibreform, Wissensgesellschaft und christliches Menschenbild

Mario Andreotti: Was ist heute ein gutes Gedicht? Über einige Kriterien zeitgenössischer Lyrik

Stefan Stirnemann: Sprachmeister und Schulmeister und die Meisterin Sprache

Bemerkenswert ist der Satz, den der schwedische Germanist Gustav Korlén aus einem Brief anführt: «Es gilt nicht so sehr die Rechtschreibung zu reformieren, als die Reformen zu kurieren.» (Günther Drosowski, ehem. Leiter der DUDEN-Redaktion)

Das angezeigte Buch bietet alles Nötige für die Erste Hilfe.

Stefan Stirnemann (Hrsg.)

Im Wundergarten der Sprache

Beiträge gegen die Rechtschreibreform

Edition Isele, Eggingen 2004

ISBN 3-86142-329-4

21.90 Sfr. / 12.- Euro

[Ein Hinweis: Die preisverleihende Stiftung hat die Festreden in einem kleinen Heft herausgegeben: die Laudatio von Michael Klett und die Ansprachen von Robert Nef (Stiftungsratspräsident und Leiter des Liberalen Instituts), Reiner Kunze und Klaus Bartels. Das Heft kann bezogen werden über: Frau F. Gutjahr, Geschäftsführerin, Bergstraße 22, CH-8044 Zürich, Tel.: +41 1 252 16 47, Fax: +41 1 252 19 49, E-Mail: stabzh@bluwin.ch]

Verein

Die Mitteilungen 2/05

- geben Leserbriefen wieder ihren Platz
- orientieren über die Arbeitsgemeinschaft Parlez-vous-suisse?
- erwarten Lehrer Lämpel wieder zum Unterricht

Daten SKD/VDS soweit bekannt

- Sitzung PVS am 12. April in Bern
- Regionalversammlung 88 am 15. April in Friedrichshafen
- DV 05 am 11. Juni (Bundesdelegiertenwahl) in Dresden
- Tag der deutschen Sprache am 10. Sept. 2005 in D, (CH)
- Kulturpreis Deutsche Sprache im Oktober 2005 in Kassel
- Mitgliederversammlung SKD am 30. Nov. 2005 in Bern

Anglizismen-INDEX des VDS

- erscheint mit SKD-Beteiligung im April 2005

Mehrfachzustellung Mitteilungen

- wir bitten für solch technisches Versehen um Entschuldigung
- Freiwillige für aufwendige Adressarbeiten sind stets willkommen

Beilagen für einen Teil der Auflage

- Jahresrechnung mit Spendenaufruf
- zu unterschiedlichen Themen der Vereinstätigkeit

Nachrichten SKD zur Sprachsituation (gratis abonnieren)

- www.sprachkreis-deutsch.ch (SKD)
- www.vds-ev.de (Verein deutsche Sprache Dortmund)(VDS)

Bücherbezug

- TFV 032 322 61 41

Mitgliedsbeitrag 2005

- Unverändert 40/60/100 Sfr (Einzel/ Paar/Institution)
- Zahlungsfrist bis Ende März
- Ihre Spende ist steuerbegünstigt

Aktuell damals und heute

Der Redaktor der Mitteilungen stiess im Archiv zufällig auf eine über 30jährige Audiokassette. Der Vorstand der Bubenbergs-Gesellschaft Bern, Vorgängerin des Sprachkreises Deutsch, war von Pierre Kohler ins Studio für die DRS-Sendung «Der Sprachegge» eingeladen worden.

Was Dr. H. Bühler und die mittlerweile Verstorbenen Dr. H. Wyss, P. Wolfensberger, E.K. Rieder und H. Gsell dem Mikrofon in Mundart anvertrauten, dann auch in Standarddeutsch (der besseren helvetischen Verständigung wegen) lesen Sie in der folgenden Auswahl von Auszügen. Unschwer lassen sich daraus Bezüge zur gegenwärtigen Sprachsituation herstellen, mehr noch, zu den bleibenden Schwerpunkten aktiver Sprachpflege.

«Greenline, fastfood und bon fromage, das bringt eim bös in Chut und Rage, wie lang schlücksch no so frömde Misch, itränkt mit so viel Managerlicht, zBärn i üsne schöne Gasse, Loube ? äs isch nid zverstah und fasch nid zgloube.»

(DRS) Dieses Gedicht steht in den Mitteilungen der Berner Bubenbergs-Gesellschaft. In einer Standortbestimmung ist zu lesen: Wir setzen uns ein für die Erhaltung der Deutschsprachigkeit von Stadt und Kanton Bern, darüber hinaus der ganzen Deutschschweiz. Damit verbunden sind Tätigkeiten zur Hebung des Sprach- und Kulturbewusstseins, zur Pflege der angestammten Sprache, zur ‚Wahrung des bisherigen Sprachdenkens‘ und zur Bekämpfung der Sprachverseuchung durch anglo-amerikanische Schlagwörter, Werbesprüche und Begriffe. Wenn Sie beunruhigt sind über das Ausmass an Sprachvermischung und -verluderung, dann können Sie beitragen unsere Wirkungskraft zu verstärken, wenn Sie Mitglied oder Gönner werden.

« ... Deshalb sprechen wir ja jetzt auch Hochdeutsch.»

«... was wir mit der Mundartwelle in mancher Beziehung im eidgenössischen Sinn vielleicht etwas bedenken müssten.»

«Die Schriftsprache, die muss nun einfach die Schulsprache sein. Wir dürfen nicht – und das ist meine persönliche Überzeugung – wir dürfen nicht in der Schule, und zwar schon vom ersten Schuljahr an, in Dialekt unterrichten. Das dürfen wir nicht! Sie können ja, all die Leute, die versuchen Hochdeutsch oder Schriftdeutsch zu sprechen, sie können es ja gar nicht. Sie können ja die eigene Sprache nicht.»

«Wir suchen die Verständigung mit den Anderssprachigen. Und das können wir nur über die Hochsprache. Das ist der eine Aspekt. Der andere Aspekt ist, wenn wir nur noch Mundart sprechen und dann auch eine Mundart, und zwar welche, zur Schriftsprache machen, da würden wir kulturell ein vollständiges und hoffnungsloses Provinzdasein fristen.»

(DRS) «Woher, glauben Sie, kommt denn diese Neigung, der Mundart so viel Raum zu geben in den letzten Jahren?»

«Das hängt ein Stück weit – meine persönliche Meinung – damit zusammen, dass die Brief-Kultur weitgehend verloren gegangen ist. Das ist eine Folge der modernen Medien, man schickt einander eine Tonbandkassette eher als einen Brief. Am Telefon wird alles mögliche erledigt, was früher nur mit zu Papier gebrachten Worten möglich war. Und auf diese Weise sind wir eine sehr akustisch ausgerichtete Menschheit geworden.»

«Es kommt hinzu, es ist eine gewisse Be-

quemlichkeit, so zu sprechen, wie man es den ganzen Tag mit seinen Kollegen gewohnt ist, anstatt sich ein wenig Mühe zu geben, wenn's drauf ankommt, eben dann die Hochsprache zu sprechen. Das braucht schon zuviel Anstrengung für viele.»

«Ich glaube, die Hinwendung zum Dialekt ist auch eine Hinwendung irgendwie zur engeren Gemeinschaft, zur Heimat: angesichts der Internationalisierung z.B. eine Hinwendung zu einem berndeutschen Chanson, da hat man etwas, das empfindet man mit, diese englischen Gesänge, da versteht man ja die meisten überhaupt nicht, das ist nur ein Geschrei, ein Rhythmus.

«Die Gefahr besteht, dass die Mundart verflacht, dass man kein kerniges gutes Berndeutsch mehr redet, statt eines kernigen guten Walliserdeutsch kommt nachher so eine Mischmaschmundart mit der Zeit daher, die auch keine Wurzeln mehr hat.»

«Das ist eben die Schwäche des «Schwyzerdütsch» gegenüber dem Französischen.»

(DRS)«Aber im Grunde genommen könnte man in diesem Fall sagen, dass Sie sich von der deutschschweizerischen Seite her ein Stück dieser Selbstbewusstheit des französischen Sprachraums wünschen würden?»

«Ja, mit der nötigen Toleranz.»

«Wir beneiden sie quasi um ihres Sprachbewusstseins, das dem Deutschschweizer fehlt. Das ist ein gewisser Neid, das gebe ich offen zu.»

«Dialekt ja, aber in seiner reinen ursprünglichen Form, ohne die Fremdkörper, die sich durch die Internationalisierung einschleichen. Das gleiche gilt für die Hochsprache. Aber soll man sich, kann man sich gegen die Tatsache sprachlich wehren, ohne als Puritaner hinter dem Mond oder im «Bluemete Trögli» dazustehen? Die Bubenbergs-Gesellschaft meint ja, neben unsern Briefaktionen an die Medien und die Verantwortlichen für Unterrichtsfragen, an Restaurant, Geschäft, Werbefirma oder Abteilung, kann auch der einzelne etwas unternehmen.»

«Was es dazu braucht?»

«Zuallererst Selbstdisziplin. Kritische Haltung zu dem, was man selber sagt und schreibt.

«Was könnte man sich politisch vorstellen also gesellschaftlich, was wäre da möglich, praktisch?»

«Das geht über die Politiker.» (...)

[Erwähnt werden in diesem Zusammenhang zwei Nahoststaaten, deren Sprachinstitutionen wirkungsvoll neue Ausdrücke aus dem Amerikanischen in die eigene Sprache integriert.]

«Wir mit unserem indo-europäischen Hintergrund sollten das eigentlich auch können...sogar das Englische zu verkräften.»

«Man könnte natürlich auch viele Wörter einfach schon rein vom Sprachbild her vereinfachen, dass man z.B. ‚Böss‘ (Autobus) so schreibt, wie man es sagt. Man hat's beim Büro und anderen Wörtern so gemacht. Heute schreibt doch niemand mehr Bureau.»

«Warum nicht auch gut eingedeutschte Wörter, die alle brauchen, nicht einfach gerade so schreiben?»

«Aber der Zürcher sagt halt nicht ‚Böss‘, er sagt Bus...»

Impressum

Brief Verein Sprachkreis Deutsch SKD
CH-3000 Bern (kein Postfach)
Fax SKD 032 331 01 19
E-Post an info@sprachkreis-deutsch.ch
Internet www.sprachkreis-deutsch.ch
Postkonto SKD 30-36930-7
Auflage 2'500 Ex.
Druck Schwab Druck AG
3250 Lyss